



Die Geschichte eines Aufrechten

Sergej Lochthofens Vater durchlebte Stalins Gulags. Der Sohn schreibt in seinem Buch „Schwarzes Eis“ gegen das Vergessen an.

Text: Jana Dichelle Fotos: Joscha Steffens

Wer Sergej Lochthofens Buch liest, dem bleibt ein Wechselbad der Gefühle nicht erspart. Die Geschichte seines Vaters Lorenz Lochthofen, die Sachbuch werden sollte, aber dann doch Roman wurde, ist aufwühlend: Ein Schlosser, Kommunist aus dem Ruhrgebiet, der vor den aufstrebenden Nazis 1930 ins Moskauer Exil flieht, dort studiert, als Kulturredakteur in einer wolgadeutschen Zeitung arbeitet – und 1937 von Stalins Schergen während der berühmten „Säuberungen“ eingesperrt wird. Es folgen eine 22 Jahre währende Verschleppung durch NKWD-Gefängnisse und Lager, es ist die Geschichte von Verbannung, vom allgegenwärtigen Tod – und vom wieder und wieder um Haaresbreite geglückten Entrinnen.

1958 kehrte er mit seiner Frau und den beiden in der arktischen Lagerregion Workuta geborenen Söhnen zurück nach Deutschland, in den Osten – denn Lorenz Lochthofen hatte auf dieser unfreiwilligen Odyssee wohl Stalin zu hassen gelernt, jedoch seine Ideale nicht eingebüßt. Von nun an spielt die Geschichte im Thüringischen, Lorenz Lochthofen stieg rasant auf, wiederum vom einfachen Schlosser zum Werkleiter des Büromaschinenwerks Sömmerda und zum ZK-Mitglied. Dort blieb er der einzige „Ehemalige“, der den Gulag durchlitten hatte, und er blieb, den Schilderungen des Sohnes nach, ein Aufrechter. 1967, keine zehn Jahre nach der Einreise aus der Sowjetunion, war er gesundheitlich so angeschlagen, dass er sich aus

dem öffentlichen Leben zurückzog. Er starb im September 1989.

„Es kann jeden treffen“

Wer Sergej Lochthofen trifft, ahnt, was den Vater – neben dem schieren Glück – durch die menschenfeindlichen Lebensphasen gebracht haben mag: Der ehemalige Chefredakteur der Thüringer Allgemeine fällt auf durch seine aufrechte Haltung. Und die bleibt auch beim Sohn kein rein körperliches Merkmal: Er büßte seinen Chefredakteursposten ein, weil er seine Ideale vom Zeitungsmachen nicht zugunsten der Verlagsraison verraten wollte. Ob er manchmal das Gefühl hat, dass sich



die Geschichte – wenn auch aus ganz anderen Gründen – wiederholt, wenn es in zwei Generationen zwei ehemalige Chefredakteure gibt? „Es ist noch heute so, dass Menschen Menschen vernichten können, dass man aus der Bahn geworfen werden kann. Es ist eine Tatsache: Den Kapitalismus gibt es wirklich, und er kann jeden einzelnen treffen“, sagt Sergej Lochthofen, der einst für seine Zeitung gelebt hat und jetzt als „der Publizist“ weiterhin gerne von Journalisten angerufen wird, um „die Stimme des Ostens“ zu geben.

Doch ohne seinen, wie er es selbst nennt, „schwungvollen Abgang“ aus dem Chefsessel der TA wäre wohl „Schwarzes Eis“ nicht, oder noch nicht, in die Welt gekommen: „Notizen hatte ich mir schon als Jugendlicher gemacht. Mein Vater war ja auch Journalist, und ihm war schon klar, dass er da eine Geschichte hatte, die des Erzählens wert war.“ Die Notizen sammelte der Sohn in den 60er und 70er Jahren auf Packpapier, das er zwischen russischen Zeitschriften vor der Stasi sicher wählte. Was aus heutiger Sicht fast schon paranoid wirkt, war laut Lochthofen eine wohl begründete Vorsichtsmaßnahme: „Es gab ja Fälle, in denen schon das Sammeln von Informationen für die Akteure verhängnisvoll sein konnte.“

Junges Publikum in Russland

Das Packpapier hat sich zu einem Wälzer gemauert. „Wenn ich das Buch heute sehe, denke ich manchmal: Was, ich soll das geschrieben haben? Da schreibt man und schreibt und schreibt, und

am Ende liegt da so ein dicker Band... Mein Vater konnte es nicht aufschreiben, er befürchtete, nur missverstanden zu werden.“ Inzwischen ist das Buch, das Bestsellerstatus erlangt hat und auf den einschlägigen Webseiten mit fünf Sternen gehandelt wird, weit gereist – und zwar zu den Urgründen seiner Existenz: Im Sommer 2013 flog es mit seinem Verfasser auf Einladung des Goetheinstituts und im Rahmen des deutsch-russischen Freundschaftsjahres nach Sibirien. Krasnojarsk, Tomsk, Nowosibirsk, Omsk waren die Stationen, und die Ortsnamen hallen in der Familiengeschichte wider: Sergej Lochthofens Großvater mütterlicherseits, dessen Verschleppung durch Stalins Lager ebenfalls in Workuta endete, hatte an all diesen Orten unfreiwillig Station gemacht. Der Enkel las vor jungem Publikum, das sich zahlreich in den Bibliotheken und Schulen zur Lesung eingefunden hatte. „Viel jüngere Menschen als hier“, sinniert Sergej Lochthofen, „in Deutschland sind es meist die Älteren, die Antworten suchen auf ihre Fragen. In Russland dagegen kamen mehr die deutschaffinen Jugendlichen.“

„Stalin war ein Großer“

Und es kam ein Radiosender, der den russischsprechenden Deutschen in eine Live-Show einlud, um ihn Hörerfragen beantworten zu lassen. Die Sendung erreichte ihren Höhepunkt, als eine Hörerin den Gast zur Rede stellt: Wie er dazu käme, Stalin so schlecht zu machen? Schließlich habe er den Krieg gegen die Deutschen gewonnen! Woraufhin

Lochthofen der Hörschaft ins Gewissen redet: „Ein kranker Diktator bringt Millionen von Euch um, und ihr seid ihm auch noch dankbar? Und war es nicht Stalin, der vor Kriegsbeginn alle Generäle ermorden ließ? Umgekehrt ist es, Stalin hat Russland Millionen zusätzlicher Opfer gekostet.“ Der Studiogast nahm die eisige Atmosphäre in Kauf, die daraufhin im Raum herrscht. Die Moderatorin gibt ihm mit auf den Weg: „Mich haben Sie nicht überzeugt. Stalin war ein Großer.“

Kaschierte Flecken

Es klingt wie der Epilog auf das Buch, ein Plädoyer wider das Vergessen, wider das Übertünchen der hässlichen Flecken. „Oft haben mich bei Lesungen Zuhörer angesprochen, deren Väter oder Mütter oder Großeltern auch durch diese Hölle gegangen sind, und die es bereuen, nichts davon aufgeschrieben zu haben.“

Für Sergej Lochthofen selbst hat das Aufschreiben inzwischen die Epoche gewechselt. Jetzt befragt er Zeitzeugen, wie das eigentlich war in den 70er Jahren mit der Biermann-Ausbürgerung, damals, als er selbst in Leipzig studiert hat. Und obwohl das nicht so lange her ist, muss er – ein wenig ungeduldig – feststellen: Erleben ist nicht gleich Erinnern, lebendige Erinnerung kann er nicht von allen erwarten. Denn manch einer hat die dunklen Flecken längst gelöscht. □

Leseprobe

Der Kosake lehnte sich weit aus dem Sattel und schlug die Pika in das Tor. Von der Wucht der Lanze flog es auf und gab den Weg frei für die beiden Reiter. Eines der Pferde wollte nicht gehorchen, es musste mit einem Peitschenhieb auf den Hof gezwungen werden. Während sein Reiter das Tier zu beruhigen suchte, winkte der andere die Tagelöhner heran, die um einen schmutzigen Karren versammelt auf der Straße warteten. Die Männer schleppten Eimer voller Kalk am Haus und seinen Bewohnern vorbei in den Garten zur Jauchengrube. Sie verstreuten die weißgelben Klumpen und machten sich eilig davon.

Pawel schaute den Reitern nach, deren Silhouetten sich scharf gegen den Abendhimmel über der Steppe abzeichneten. Die Fähnchen an den Spitzen ihrer Lanzen wehten im Wind. 1892 war das Jahr der großen Choleraepidemie in Jusowka. Der Kalk, den die Kosaken brachten, sollte die Seuche im Kohlrevier am Don eindämmen.

Das ist die älteste Erinnerung unserer Familie, die ich kenne. Mit meinem Großvater, Pawel Alexandrowitsch Alförow hatte ich am Abend in der Kate auf der Krim einen Kessel Tee getrunken, während wir nach den ersten Bildern seiner Kindheit suchten. Wir kramten in den Geschichten seines Lebens und kamen von seiner Geburt 1890 unter dem Zaren zu Lenin und Trotzki, denen er in den Wirren des Bürgerkrieges als Revolutionskommissar begegnete. Wir sprachen über Stalin, der ihn für mehr als dreißig Jahre in Straflager sperren ließ. Seine Erlebnisse sind Teil der Erinnerung unserer Familie, die über drei Generationen hinweg mit deutscher und russischer Geschichte verflochten ist.

Neben dem Leben meines Großvaters sind es vor allem die Erzählungen meines Vaters, Lorenz

Lochthofen, die für uns Nachgeborene prägend waren. Von ihm handeln die folgenden Seiten ganz maßgeblich. Seine Geschichte beansprucht dabei keineswegs exemplarische Aussagekraft für die unzähligen Schicksale im Wüten der Ideologien des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie ist vielmehr ein individuelles Exempel für die Launen, denen so viele Leben zwischen Grauen und Davonkommen in einer heute unwirklich fern erscheinenden Zeit ausgesetzt waren.

Lorenz Lochthofen floh Anfang der dreißiger Jahre nach einem Zusammenstoß mit der SA aus dem Ruhrgebiet nach Moskau. Er wurde vom berüchtigten Vorläufer des KGB, dem NKWD, verhaftet und kehrte nach Jahren in den Lagern der russischen Arktis als einer der wenigen Überlebenden des Gulag in den sozialistischen Teil Deutschlands zurück. In der DDR des Kalten Krieges blieb er trotz einigen Erfolges als Wirtschaftsführer Zeit seines Lebens ein „Ehemaliger“. Beargwöhnt, weil er die Arbeitslager der „Eigenen“ überlebt hatte. Verdächtig bis nach dem Tod.

Den Zeiten misstrauend, in denen allein schon das „Sammeln von Nachrichten“ Menschen hinter Gitter brachte, hielt ich meine Gespräche mit Vater und Großvater auf unscheinbaren Zetteln, auf Packpapier fest und verbarg die Texte in einem Stapel der Literaturzeitschrift „Nowy Mir“. Darauf hoffend, dass sich kein Stasimitarbeiter die Mühe machen würde, die „Russenhefte“ zu durchwühlen, halfen mir diese Notizen Jahrzehnte später, Ereignisse und Gespräche zu rekonstruieren und Lücken durch Recherchen zu schließen.

Dieses Buch, wiewohl den Fakten der Zeitläufe verpflichtet, lebt in jeder Zeile vor allem anderen vom Talent meines Vaters, packend zu erzählen. Ein Talent, das neben dem schieren

Glück im großen Unglück einer Odyssee der Gefangenschaft mindestens so wichtig war, wie die Fähigkeit, mit eigenen Händen für ein Überleben unter unmenschlichen Bedingungen zu sorgen.

Die Überlieferungen meines Vaters und meines Großvaters sind ergänzt um mein eigenes Erleben einer Kindheit in Workuta. Ich kenne das Heulen des Schneesturms um die Lagerzäune und erinnere mich an das Krachen des schmelzenden Eises im kurzen Frühling.

Beim Schreiben konnte ich mich neben der Kenntnis der Orte auch auf das Zeugnis handelnder Personen stützen, die mir seit meiner Kindheit vertraut sind. Freunde meines Vaters, die sich lange beharrlich weigerten, vom „Aufbau des Sozialismus in der Arktis“ zu sprechen, fanden Jahrzehnte später in Bad Liebenstein Worte für ihre Erlebnisse. In dem kleinen Kurort im Thüringer Wald verbrachte mein Vater von Krankheit gezeichnet die letzten Jahre seines Lebens, und immer wieder waren hier Wegefahrten, Überlebende „von dort“ zu Gast.

„Schwarzes Eis“ ist eine Erinnerung an das große Experiment, das 1917 begann und siebenzig Jahre später im völligen Zusammenbruch endete. Es ist eine Geschichte aus einem Jahrhundert voller Aufbruch und Hoffnung, aber auch voller Willkür, Grausamkeit und Blut. Es ist die Geschichte meiner Familie.

Sergej Lochthofen,
„Schwarzes Eis“

Copyright © 2012 Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg

